Brauchen Kinder Gruppen? Über soziale Aspekte in Gruppen und Sozialisation ohne Schule

Es scheint in unserer Gesellschaft ein ungeschriebenes Gesetz zu sein: Kinder brauchen andere Kinder, und zwar mindestens in Form einer ganzen Gruppe, am besten in einer Einrichtung speziell für Kinder. Ist das so?

HEIDRUN KRISA

oher kommt diese Vorstellung? Sind Kinder tatsächlich ausnahmslos »Rudeltiere«, die vereinsamen, wenn wir sie nicht mit einem Jahr in Kita-Gruppen bringen? Und: Erfüllen Institutionen die Ansprüche guter menschlicher Sozialisation?

Menschen kommen sozial auf die Welt

Wir sind von Geburt an darauf ausgerichtet, andere Menschen interessant zu finden und mit ihnen in Kontakt zu gehen. Auch Remo H. Largo, Professor für Kinderheilkunde, hat das festgestellt: »Nichts in dieser Welt vermag Neugeborene und Säuglinge so zu fesseln wie der Anblick eines Gesichts und die menschliche Stimme«, schreibt er in seinem Bestseller-Buch Babyjahre. Junge Menschen zeigen eine große Offenheit und Anpassungsfähigkeit, eben eine große Lernfähigkeit, im sozialen Bereich.

Was bedeutet das für unseren Umgang mit ihnen? Welche Verantwortung tragen wir als Eltern und Erwachsene, um der nächsten Generation hilfreiche soziale Erfahrungen mitzugeben? Welche Werte, welche Haltung vermitteln wir durch unser Vorbild?

Junge Menschen sind wunderbare Beobachter. Alles, was sie in ihrer unmittelbaren Umgebung mit ihren Sinnen wahrnehmen, regt sie zum Nachahmen an. Beim sogenannten sozialen Spiel werden diese erlebten Situationen nachgestellt, um später auch im realen Kontext angewendet zu werden. Selbstverständlich beobachten sie genau, wie andere Menschen miteinander umgehen, und

besonders wichtig ist die Erfahrung, wie sie selbst behandelt werden. Daraus entwickeln sie Denkund Verhaltensmuster, die ihnen zur Verfügung stehen und die sie im Umgang mit anderen Menschen einsetzen. Aus diesem Grund ist es wichtig, dass wir Großen uns Gedanken darüber machen, wie wir die Jüngsten unserer Gesellschaft begleiten wollen! Vieles, was wir selbst als Kinder erlebt haben, ist es wert, »entmistet« und durch andere Verhaltensweisen ersetzt zu werden. Das erfordert ein bewusstes Hinsehen und Reflektieren unserer eigenen Haltung.

Vielfalt als Bereicherung

Dass wir Menschen verschieden sind, entgeht auch Kindern nicht. Sie versuchen, sich nach ihren Möglichkeiten darauf einzustellen. Ich konnte bei meinem Sohn im Alter von vier Jahren beobachten, dass er unterschiedliche Aktivitäten initiierte, je nachdem, wer als Spielpartner zur Verfügung stand. Kinder lernen entsprechend ihrer inneren Reifung, sich auf andere Sozialpartner (auch Tiere) einzustellen. Auch dabei ist es wichtig, wie mitfühlend sie selbst behandelt werden, wie gut und achtsam auf ihre jeweiligen Bedürfnisse eingegangen wird. Es macht keinen Sinn, Kindern zu sagen, dass sie sich für ein Fehlverhalten entschuldigen sollen, wenn sie selbst nie die Erfahrung machen, dass sich bei ihnen jemand entschuldigt, der sie verletzt hat. Nur Erfahrungen, die wir selbst machen - gute wie schlechte - können wir integrieren und selbst anwenden.

Ein Satz von Georg Feuser, einem deutschen Erziehungswissenschaftler, bringt diesen Zusammenhang wunderbar auf den Punkt: »Der Mensch wird zu dem *ich*, dessen *du* wir ihm sind.«

Sind schlechte Erfahrungen wichtig?

Niemand kann verhindern, dass wir auch Angst, Schmerz, Bedrohung und Frustration erleben. Die Erfahrung, auch unangenehme Erlebnisse gut zu verarbeiten, hängt von verschiedenen Faktoren wie etwa der Dauer und der Stärke des Erlebnisses ab. Die Nähe und einfühlsame Begleitung durch einen verständnisvollen Erwachsenen verhindern, dass gröberer Schaden entsteht.

Dass ungünstige soziale Erfahrungen eine Art von Abhärtung bewirken und daher auch schlechte Erfahrungen in Gruppen für eine gute Sozialisation sinnvoll sind, gehört ins Reich der Mythen und der schwarzen Pädagogik. Die negativen Auswirkungen solcher Maßnahmen beschreibt Anke Elisabeth Ballmann sehr ausführlich in ihrem Buch Seelenprügel.

Soziales Lernen ist anstrengend

Jeder, der gelegentlich an Gruppengesprächen teilnimmt, kann das selbst erleben. Danach fühlt man sich oft erschöpft, emotional aufgewühlt oder reagiert mit Kopfweh. Die Gedanken kreisen immer wieder um ein bestimmtes Thema und kommen nicht zur Ruhe. Es kann helfen, mit jemand darüber zu reden, um das Erlebte besser einzuordnen. Auch jungen Menschen geht es so. Bei ihnen kommt dazu, dass sie im sozialen Miteinander häufig Situationen erleben, die sie aufgrund ihrer mangelnden Erfahrung nicht einordnen können. Dann reagiert ihr Körper aufgrund von Überforderung mit Stress und schüttet Stresshormone aus. Wenn das häufig vorkommt und der Stresspegel im Körper steigt, leidet die Gesundheit. Psychische und physische Störungen machen sich bemerkbar. Soweit sollte es nicht kommen müssen.

Pausen machen Sinn!

Für fast alles hat unser Körper ein hilfreiches Mittel zur Verfügung. Im Falle von sozialer Überforderung heißt dieses Mittel: Ruhe. Zur Ruhe kommen gelingt am besten in gewohnter Umgebung und unter reizarmen Bedingungen. Zeit haben, keine Termine, keine Erwartungen,

kein Druck – das sind die »Zutaten« für gelingende Stressreduktion.

Als im Kontext der Wiener Krippenstudie, die von Wilfried Datler, Professor für Bildungswissenschaften an der Uni Wien, 2012 veröffentlicht wurde, deutlich wurde, dass Kleinkinder in institutionellen Gruppen einer hohen Stressbelastung ausgesetzt sind, bestand berechtigte Hoffnung, dass zumindest im Umgang mit den Jüngsten ein Umdenken einsetzen würde. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Auch sie müssen sich sehr oft dem Terminkalender der Erwachsenen anpassen. Um ihre elementarsten Bedürfnisse geht es dabei nicht. Genau so wenig wie Menschen in diesem Alter ausgeklügelte »Bildungs- und Förderprogramme« brauchen, genau so wenig brauchen sie in diesem Alter gleichaltrige Spielpartner in größerer Zahl. Forschungen auf dem Gebiet der Entwicklungspsychologie sowie der Bindungsforschung zeigen uns, was sie tatsächlich brauchen: Es sind dies in erster Linie stabile Bindungen zu verlässlichen Bezugspersonen, und gerade daran mangelt es in Betreuungseinrichtungen massiv.

Es wäre schon viel erreicht, wenn Eltern nicht unablässig eingeredet werden würde, dass Fremdbetreuung für eine gute Entwicklung notwendig ist. Viel mehr Eltern würden Wege suchen und finden, um mit ihren Kindern gemeinsam den Tag zu verbringen. »Qualitätszeit« wäre es, einfach da zu sein, zuzuhören und sich darauf einzulassen, was das Kind gerade interessant findet. Freies Spielen ist das Nonplusultra der kindlichen Entwicklung, wie wir von Stuart Brown, Gerald Hüther und André Stern wissen. Trotzdem hat es leider Seltenheitswert. Stattdessen werden Kinder viel zu häufig aus ihren Beschäftigungen herausgerissen, weil wieder irgendein Termin wahrgenommen werden muss. Diese Unstetigkeit macht Kinder unrund und gereizt. Eltern nennen es »trotzig« oder »vorpubertär«. Dabei wäre vieles leichter, wenn wir dem Motto »Weniger ist mehr« folgen würden.

Wer verfolgt welches Ziel?

Die »Gruppenphilosophie« kommt nicht von ungefähr. Dahinter verbergen sich handfeste Gründe, die meistens auch noch undurchsichtig miteinander verwoben sind. Beginnen wir bei den Eltern. Sie machen sehr schnell die Erfahrung, dass gerade in der heute üblichen Kleinfamilie die verantwortungsvolle Begleitung von Kindern anstrengend ist. Alleinerziehende wissen das ohnehin. Großeltern und Tagesmütter sind nicht immer zur Hand oder eine Geldfrage. Was liegt da näher als



In heterogenen Gruppen werden Erwachsene von den jüngeren Gruppenmitgliedern gern als »Anlaufstelle« und Ruhepol genutzt.

den Slogan »Kinder brauchen Gruppen« für sich zu verwenden. Von staatlicher Seite besteht ein großes Interesse daran, beide Eltern baldmöglichst wieder in den Arbeitsprozess einzugliedern. Arbeit kann man wunderbar besteuern. In institutionalisierter Gruppen-Betreuung lernen schon die jüngsten Staatsbürger Konformität und Angepasstheit. Individualität wird zwar gerne in sogenannten Qualitätsleitlinien angepriesen, kann aber unter den derzeitigen strukturellen Bedingungen (vgl. z. B. Betreuungsschlüssel) nicht umgesetzt werden. Auch die besten Einrichtungen folgen dem Grundsatz der wirtschaftlichen Effizienz und rechtfertigen Normierung und Standardisierung mit »Chancengleichheit«. Um tatsächlich jedem eine Chance zu bieten, müsste gerade das Gegenteil passieren: Jeder junge Mensch muss in seiner Besonderheit und in seinem Talent wahrgenommen werden.

Und wo bleiben die Bedürfnisse der Kinder?

Junge Menschen brauchen eine anregende, erforschbare Umgebung mit anderen Menschen jeden Alters, die sich sozial verhalten. Sie brauchen Kontinuität und Zeit für sich, um ihre Erfahrungen gut verarbeiten zu können. Das ist schon alles. Sie als unmittelbar Betroffene werden oft nicht gefragt, weil ihnen keine Entscheidungskompetenz zugestanden wird. Nonverbale Hilfeschreie in Form von stressbedingten Verhaltensauffälligkeiten verhallen ungehört oder werden durch gezielte Therapien »behandelt«. Derartige Symptombehandlungen vermitteln den leidtragenden Kindern die Botschaft: So, wie du bist, bist du nicht richtig! Es ist ein Teufelskreis, aus dem es scheinbar kein Entrinnen gibt. Auch das inzwischen epidemieartige Anwachsen von Diagnosen wie ADHS, ADS, Essstörungen, Zwängen, Süchten, Suizidgefährdung, Depressionen und Burnout - Letztere sind auch in Lehrer- und Direktorenkreisen immer häufiger zu finden - hindert die Verantwortlichen nicht daran, immer noch mehr vom Gleichen zu verordnen: Ganztagsschulen und Förderprogramme sowie die unvermeidliche Frühförderung stehen nach wie vor hoch im Kurs. Die Schuld an der Misere wird gerne den Eltern zugeschoben, die sich zu wenig an der Erziehung beteiligen oder zu wenig mit den Pädagogen »kooperieren«, was immer das bedeutet.

Freiheit statt Zwang

Wenn wir blitzlichtartig all diese Baustellen unseres momentanen Gesellschaftssystems beleuchten, überkommt uns lähmende Schockstarre. Wie fin-

den wir Wege heraus aus dieser inhumanen Tretmühle? Ich möchte den Blick gerne dorthin wenden, wo bereits jetzt gelingende Möglichkeiten des Zusammenlebens erschaffen werden. Der gemeinsame Nenner solcher Orte lässt sich auf vier Wörter reduzieren: mehr Freiheit, weniger Zwang!

Menschen, auch schon sehr junge, sind hervorragend in der Lage, sich jene Bedingungen zu schaffen, die ihnen guttun und ihre nächsten Entwicklungsschritte unterstützen. Vorgaben von außen sind hingegen hinderlich und bewirken das genaue Gegenteil. Das Beispiel der Gruppe ist hierfür der beste Beweis: Natürliche Gruppen sind altersheterogen, entstehen häufig spontan, durch freie Wahl und je nach Interesse und Sympathie der Teilnehmer. Jeder ist frei, wieder zu gehen. Ganz anders hingegen stellen sich die altershomogenen Gruppen dar, denen die Teilnehmer zugeteilt werden. Dass die vielbeschworene Einordnung nicht wie gewünscht funktioniert, ist an der ständig steigenden Mobbingrate in diesen Gruppen erkennbar. Vielerorts nimmt die Gewaltbereitschaft in Institutionen dramatische Ausmaße an. Dass auch hier soziales Lernen passiert, stelle ich nicht in Frage. Sehr wohl aber frage ich mich, ob wir diese Lerneffekte in Kauf nehmen wollen. Konkurrenz, Bewertung und Vergleichssucht vergiften noch zusätzlich das soziale Klima in dieser ohnehin schon stressbeladenen Gruppen-Atmosphäre. Glauben wir wirklich, dass unsere Kinder solche Gruppen brauchen?

Welche Rolle spielen die Erwachsenen?

In natürlichen, heterogenen Gruppen, wie ich sie kenne, sind Erwachsene selbstverständliche und wichtige Mitglieder. Sie geben Sicherheit, begleiten Konflikte, ohne zu bewerten, und werden gerne um Rat gefragt. Von den jüngeren Gruppenmitgliedern werden sie als »Anlaufstelle« und Ruhepol genutzt. Sie stellen eine Bereicherung für das Gruppengeschehen dar und haben die Möglichkeit, dabei selbst eine Menge zu lernen.

Wie kommt es, dass in altershomogenen Gruppen Erwachsene fast schon als Feindbild betrachtet werden, zumindest aber unerwünscht sind? Dazu müssen wir uns ansehen, welche Position Erwachsene dort einnehmen und welche Haltung sie vertreten. Sind sie Be-Lehrer? Fehlersucher? Kontrolleure? Wer will denn so behandelt werden?

Es liegt nicht primär an den jungen Menschen, dass die generationenübergreifende Beziehung einen Knacks hat. Es liegt an uns Großen, uns für ein respektvolles, ehrliches Miteinander zu entscheiden. Junge Menschen haben das Recht, ernst genommen zu werden und so sein zu dürfen, wie sie sind. Dann werden auch sie uns mit Respekt und Empathie begegnen.

Brauchen alle eine Gruppe?

Jeder Mensch ist anders und macht seine ganz eigenen Entwicklungsprozesse durch. Ob die Dynamik einer Gruppe mit vielen verschiedenen Individuen zu gegebener Zeit hilfreich oder störend ist, kann nicht pauschal beurteilt werden. Tatsache ist, dass Gruppensituationen eine Stressbelastung durch Reizüberflutung darstellen und bei bestimmten Menschen Abwehrreaktionen bewirken. Das gilt es ernst zu nehmen. Ein Nein zur Gruppe muss möglich sein, wenn junge Menschen das nicht wollen. Eltern, die sie darin unterstützen, dürfen nicht diffamiert werden, indem sie beispielsweise abwertend als »klammernd« bezeichnet werden. Es muss immer die Möglichkeit geben, Gruppensituationen zu verlassen, wenn sie als unangenehm erlebt werden. Auch die Vorstellung, dass junge Menschen aus solcherart unangenehmen Erfahrungen durchaus positive Lernerlebnisse ziehen können, ist kritisch zu hinterfragen. Unter Stress - sowohl akut als auch chronisch - sind positive Lernerfahrungen nicht zu erwarten. Vielmehr werden die negativen Emotionen mit der ganzen Situation assoziiert und zu einem späteren Zeitpunkt wieder aktiviert. Wir kennen das: Wir fühlen uns unwohl - so wie damals in einer ganz anderen Situation.

Vielfalt als Chance für unsere Gesellschaft

Macht es demnach Sinn, kognitive Leistungen in einer als unangenehm erlebten Gruppensituation zu erwarten oder gar zu erzwingen? Ja, es gibt Kinder, für die Schule aus diesem Grund nicht passt! Nicht nur, aber auch deshalb ist es dringend notwendig, Schule neu zu denken.

Jeder Mensch hat das Recht, seinen ganz eigenen Weg zu finden und sein Sozialleben nach den

ihm eigenen Maßstäben auszurichten. Nur er selbst weiß und fühlt, was gut für ihn ist. Diese wunderbare und gelebte Vielfalt und Unterschiedlichkeit unter uns Menschen ist zugleich das größte Potenzial unserer Gesellschaft! Schätzen wir sie, und nutzen wir sie!

Heidrun Krisa

ist Verhaltensbiologin und engagiert sich in Österreich dafür, dass institutionsfreies Leben und Lernen legal werden. Sie ist Mutter eines fast vierzehnjährigen Sohnes, der institutionsfrei lebt.